



Jan-Heiner Tück (Hg.)

Was fehlt, wenn Gott fehlt?

Martin Walser über Rechtfertigung
– theologische Erwiderungen

HERDER

Was fehlt, wenn Gott fehlt?

Martin Walser über Rechtfertigung – theologische Erwiderungen

Herausgegeben von Jan-Heiner Tück

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2013
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder
Satz: dtp studio mainz | Jörg Eckart
Herstellung: fgb • freiburger graphische betriebe
www.fgb.de
Printed in Germany

ISBN 978-3-451-32658-5
E-ISBN 978-3-451-80583-7

Inhalt

Auf der Suche nach der verlorenen Sprache	
Vorwort	7
<i>Martin Walser</i>	
Umgang mit Unsäglichem	11
<i>Jan-Heiner Tück</i>	
Was fehlt, wenn Gott fehlt? Martin Walser über Rechtfertigung – eine theologische Erwiderung	17
<i>Elke Pahud de Mortanges</i>	
Einfach nur lieben Briefe einer Theologin an den Schriftsteller Martin Walser	39
<i>Christoph Gellner</i>	
„Ich glaube nicht an die Kraft der Sprache zur Verneinung“ Martin Walsers Gottvermissen – werkgeschichtliche Variationen und Konstanten	47
<i>Elmar Salmann</i>	
Jenseits aller Rechtfertigung Zwei Glaubensversuchungen	69
<i>Rainer Bucher</i>	
Paulus, anders Pastoraltheologische Notizen zu Martin Walser Über Rechtfertigung, eine Versuchung	73

Thomas Söding

Rechtfertigung, eine Verheißung

Martin Walser, mit Paulus gelesen 87

Magnus Striet

„Ich glaube nichts und ich knie“

Martin Walser schreibt über Religion 97

Joachim Hake

Von Neid und Rechtfertigung

Weitere Leseerfahrungen mit Martin Walser 107

Ulrich H.J. Körtner

„Ein Versuch, das Religiöse vor dem Vergessen zu bewahren“

Über den Fehl Gottes im Gespräch mit Martin Walser 125

Martin Walser

Zuruf. Etwas über Religion, Literatur, Musik 141

Die Autorinnen und Autoren 144

Auf der Suche nach der verlorenen Sprache

Vorwort

„Mir fällt ein, was mir fehlt: das ist die Grundlage der Schriftstellerei. Das ist auch die Grundlage der Religion, das ist die Grundlage unserer Sprache: weil wir etwas nicht haben, haben wir die Sprache. Wenn wir Gott hätten, hätten wir kein Wort dafür. Nur für den Mangel braucht man die Wörter.“

Martin Walser

Die Theologie hat zu viel Vokabular und zu wenig Sprache. „Gnade“, „Sünde“, „Heil“ und „Herrlichkeit“ – wer versteht noch, was diese Grundworte des überlieferten Glaubens bedeuten? Sie haben in der Erfahrungswelt vieler Zeitgenossen kaum noch einen Haftpunkt, sind unscharf geworden oder abgewandert in andere Sparten. Sprache aber, die einmal erfahrungsgesättigt und existentiell grundiert war, wird blass, wenn sie bloß nachgesprochen wird. Sie degeneriert zum Vokabular. Wenn nicht alles täuscht, leidet die gegenwärtige Theologie unter einer gewissen Spracharmut. Anstatt diese Armut zuzugeben und sich der Mangelerfahrung zu stellen, greift sie auf überkommene Begriffe zurück oder imitiert die Sprache der anderen, bildet Vokabulare aus und kreiert Metasprachen, die diese Armut vergessen machen und einen Reichtum vortäuschen, den sie nicht oder nur selten noch hat.

Bei meiner letzten Begegnung mit Hermann Herder, dem 2011 verstorbenen Altverleger des Freiburger Verlags, kam die Spracharmut der Theologie offen zur Sprache. Im Wiener *Café Central* äußerte er die Sorge, die Theologie habe weithin ihre Sprachkompetenz verloren, sie erreiche die Menschen und ihre Erfahrungswelten immer weniger. Sein Vorschlag lautete, verstärkt das Gespräch mit der Gegenwartsliteratur zu suchen, um das Sensorium für Sprache und ihre Ausdrucksmöglich-

keiten neu zu schärfen. Die Diagnose stimmte mich nachdenklich, zumal sie von einem wachen Beobachter der Szene stammte, der sein Leben lang mit theologischen Büchern zu tun gehabt hatte. Selbst wenn zwischen der Erzählsprache der Bibel und der Reflexionssprache der Theologie mit guten Gründen zu unterscheiden ist, selbst wenn es nach wie vor sprachschöpferische Theologinnen und Theologen gibt, so erschien mir die Beobachtung doch zutreffend, dass sich die Sprache der akademischen Theologie von der heutigen Lebenswelt spürbar entfernt, wenn nicht gar abgekoppelt hat. Die Gefahr, Spezialdiskurse zu pflegen oder gar in Sondergruppensemantiken abzudriften, gibt es sicher in den Geisteswissenschaften allgemein, aber für die Theologie wäre es besonders verhängnisvoll, ihr zu erliegen. Denn in ihr geht es um den Menschen und sein Verhältnis zu Gott. Was fehlt, wenn Gott fehlt? Für diese Frage braucht es eine Sprache, die sich von wissenschaftlich-technischen Leitvokabularen absetzt, die von der Endlichkeit und Verletzlichkeit des Menschen keine Ahnung mehr haben.

Martin Walser hat schon früh vor zu viel Vokabular gewarnt und an großen Theologen gerade ihre Sprache gerühmt. Immer wieder hat er dazu eingeladen, die Armut nicht zu kaschieren, sondern zuzulassen und sie als Quelle von sprachproduktiven Suchbewegungen zu nutzen. Zugleich gibt er uns Theologen indirekt einen bemerkenswerten Rat: neu auf *die* Theologen zu hören, die große Schriftsteller waren, die sich dem Exerzitium eines ehrlichen Sprechens vor Gott gestellt haben, die also nicht nur *über* und *von*, sondern auch *zu* und *mit* Gott zu sprechen versucht haben. Wahrscheinlich bedarf es eines Schriftstellers, der die Zunft der Theologen auf ihr eigenes, oft übersehenes schriftstellerisches Erbe hinweist. Und darin, die sprachmächtigen Vorläufer neu zu lesen, könnte in der Tat ein erstes Therapeutikum liegen, die verbreitete Spracharmut der heutigen Theologie zu kurieren. Augustinus, Anselm von Canterbury, Thomas von Aquin und Martin Luther waren ja nicht nur Gottesgelehrte, sondern auch große Beter, die – wie Augustinus in den *Confessiones*, Anselm im *Proslogion*, Thomas in den Hymnen – Gott, den Unaussprechlichen, mit den Mitteln einer oft poetischen Sprache angesprochen und zu umkreisen versucht haben. In seinem Roman *Muttersohn* hat Martin Walser selbst höchst eindrucksvolle Beispiele solcher Sprechversuche eingewoben und Heinrich Seuse, Jakob Böhme und Emanuel Swedenborg zu Wort kommen lassen.

Dem Schriftsteller Martin Walser ist es gelungen, ein Grundwort der paulinischen Botschaft, das Zentralmotiv reformatorischer Theologie neu ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit zu rücken: *Rechtfertigung*. Was die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre, die 1999 in Augsburg feierlich unterzeichnet wurde, kaum erreicht hat, dem Thema über die Zirkel der professionellen Konsens-Ökumene hinaus Resonanz zu verschaffen, das ist Walser mit seinem viel beachteten Essay *Über Rechtfertigung, eine Versuchung* (2012 bereits in 4 Auflagen erschienen) geglückt. Der Mensch braucht etwas, was er sich selbst nicht geben kann. Das ist seine Not. Er spürt die Augen der anderen auf sich gerichtet und fragt: Darf ich so sein, wie ich bin? Oder muss ich anders werden, um vor den anderen bestehen zu können? Der Blick der anderen kann ein Gerichtshof sein. Der gängige Reflex, diesem Gerichtshof zu entkommen, ist, sich selbst zu erhöhen und andere herunterzumachen. Das zumindest ist die Versuchung zur Selbstrechtfertigung, der wir nur allzu leicht nachgeben. Aber gnadenlos auf unser Recht zu pochen und andere abzuurteilen, das mag für einen kurzen Augenblick unser Lebensgefühl steigern, Frieden bringt es nicht. Die Frage bleibt: Was unterbricht die Beichtigungsspirale? Wer oder was lässt uns gerechtfertigt sein? Gibt es den Blick, der uns sein lässt wie wir sind, und uns befähigt, andere so sein zu lassen wie sie sind? Was wäre, wenn Gott wäre? Wenn Gnade in einer Gesellschaft von gnadenlosen Rechthabern einen Ort hätte? – Martin Walser stellt solche Fragen. Das aber zeigt: auch und gerade das Hören auf einen Schriftsteller, der keine Berührungssängste hat, ins Theologische vorzustoßen, der schonungslose Selbsterkundungsgänge vornimmt, der den Mangel nicht verschweigt, sondern ihn als Muse immer neuer Ausdrucksbemühungen verstehen lehrt, kann der Theologie – oder genauer: uns Theologinnen und Theologen – bei der Suche nach der verloren gegangenen Sprache, beim Wiederfinden unseres Themas helfen. Es bedarf daher keiner weiteren Rechtfertigung, dass der vorliegende Band einen Strauß von theologischen Repliken auf Martin Walsers Essay *Über Rechtfertigung, eine Versuchung* versammelt. Gerahmt wird diese Sammlung von zwei Beiträgen des Schriftstellers: Den Auftakt bildet die Rede *Umgang mit Unsäglichem*, die Martin Walser anlässlich des NZZ-Podiums „Glaube“ beim Lucerne Festival im Sommer 2012 gehalten hat – den Epilog ein *Zuruf*, der die schmerzliche Leerstelle, die der plötzliche Tod des Theologen Michael Felder hinterlassen hat, zum Anlass nimmt, „etwas über Religion, Literatur und Musik“ zu sagen.

Bleibt zum Schluss, ein Wort des Dankes zu sagen. Zunächst Uwe Justus Wenzel, Redakteur der Neuen Zürcher Zeitung, der mir ermöglicht hat, unter dem Titel *Im Reizklima des Rechthabermüssens* am 19. September 2012 eine Besprechung zu Martin Walsers Rechtfertigungsbuch zu veröffentlichen, die – augenzwinkernd – in die Sätze einmündete: „Walser schlägt in seinem Essay vor, der Frage (Wie nach dem Tod Gottes von Gott sprechen?) in einem Seminar zu Nietzsches „Zarathustra“ und Barths „Römerbrief“ nachzugehen. Ob dieser Vorschlag ein Szenario im Konjunktiv bleiben soll? Falls nicht, das Institut für Systematische Theologie in Wien stünde dem Schriftsteller offen, den Sprach- und Denkbewegungen der Pfarrersöhne Nietzsche und Barth weiter auf die Spur zu kommen – im kommenden Wintersemester, jeden Freitag von 13 bis 15 Uhr...“ Noch am selben Tag hat Walser reagiert und mich wissen lassen, dass er im November zu einer Lesung nach Wien komme und den Gesprächsfaden gerne aufnehmen würde. Eine echte Überraschung! Das Gespräch hat dann tatsächlich stattgefunden. Ein Seminar über Nietzsche und Barth ist zwar nicht daraus geworden, dafür aber wurde die Idee zu diesem Buch geboren. Diese Idee hätte ohne die spontane Bereitschaft der Kolleginnen und Kollegen aus Berlin, Freiburg, Graz, Luzern, Murtensee, Rom und Wien nicht realisiert werden können. Daher sei allen, die zur Feder gegriffen und das Gespräch über Martin Walsers Essay *Über Rechtfertigung, eine Versuchung* durch ihre Stimme bereichert haben, ganz herzlich gedankt. Aufrichtiger Dank gilt ebenso den Mitarbeitern am Institut für Systematische Theologie, Markus Andorf, Michaela Feiertag und Britta Mühl für die Durchsicht der Manuskripte, Dr. Marie Theres Igric und Christian Stoll für das anhaltende Gespräch, sowie Dr. Stephan Weber, dem Lektor des Herder Verlags, für die bewährt reibungslose und kompetente Zusammenarbeit. Das letzte Wort des Dankes aber geht an Martin Walser, ohne den dieses Buch in mehrfacher Hinsicht nicht hätte verwirklicht werden können. Sein *Zuruf* an den verstorbenen Freund, der die Erfahrung einer anhaltenden Dissonanz ins Wort bringt, nimmt das Gespräch mit den Pfarrersöhnen übrigens doch noch auf, wenn er Barths Satz zitiert, Theologie müsse Erzählung sein, und an Nietzsches Empfehlung erinnert, in Tragödien mehr zu sehen, als gezeigt wird ...

Umgang mit Unsäglichem

Martin Walser

In dem Roman *Muttersohn* heißt ein Satz: „Das Erlebnis des Verstandenerwerdens ist das heftigste Erlebnis überhaupt.“ Direkt verstanden zu werden, nur über den Verstand verstanden zu werden, ist mir zu wenig. Etwas zu sagen, das an nichts rührt als an das Verstandesverständnis, lohnt nicht. Was man so sagen könnte, weiß jeder selber. Und weiß es besser, als ich es ihm sagen kann. Überhaupt die direkte Mitteilung; die beabsichtigte, kalkulierte, peinlich! Ich möchte mich unwillkürlich äußern und es nicht wissen müssen, wie und wo es einen anderen berührt. Und denke dabei natürlich an Kierkegaard, der gesagt hat: Wir haben zu viel zu wissen gekriegt und fangen zu wenig damit an. Ich fange allerdings gleich noch einmal mit Kierkegaard an. „... die Offenbarung ist am Geheimnis kenntlich“, sagt er. „... das Kennzeichen der religiösen Sphäre ist, dass nämlich das Positive am Negativen kenntlich ist.“ Sagt er. Und: „Die Gewissheit des Glaubens ist ja kenntlich an der Ungewissheit ... das ist die ironischste von allen.“

Und: „Das Religiöse kann keinen unmittelbaren Ausdruck haben.“

Und: „Durch direkte Mitteilung ließ es sich nicht machen, da sich diese immer nur zu einem Empfänger in Richtung auf sein Wissen, nicht wesentlich zu einem Existierenden verhält.“

„... mein eigentümliches Verfahren ... liegt eben in der Gegensatzlichkeitsform.“

Nah – und schwer zu fassen

Das wirklich Erleichternde, wenn ein ganz anderer in einer ganz anderen Zeit das Gleiche sagt. Hier Hölderlin. In einem Gedicht, das so anfängt:

„Was ist Gott?“

Und dann sagt:

„Je mehr ist eins

Unsichtbar, schicket es sich in Fremdes.“

Das ist doch Kierkegaards „Gegensätzlichkeitsform“.

Oder wieder Hölderlin, ein anderes Mal:

„Nah ist

Und schwer zu fassen der Gott.“

In Professor Böschensteins Konkordanz lässt sich nachzählen, dass in Hölderlins Spätwerk kein Wort so oft vorkommt wie „Gott“, „Götter“, „göttlich“: 320 Mal.

Als abschreckendes Beispiel Paul Tillich:

„Tiefe ist eine Dimension des Raumes, doch zugleich ist sie ein Symbol für eine geistige Wirklichkeit ... Der Name dieser unendlichen Tiefe und dieses unerschöpflichen Grundes alles Seins ist Gott.“

Schon Hegel hat gesagt, in solchem Gebrauch sei das Wort Gott „ein sinnloser Laut“.

Das Gegenteil bei Kierkegaard: die Offenbarung als Geheimnis. Oder dann eben Karl Barth. Seine Theologie, sagt er, will „jenseits von allem Ja und Nein“ stehen. „Wissend“, sagt er, „dass alle direkten Mitteilungen darüber ... immer entweder Dogmatik oder Kritik sind.“ Und: Alles Reden darüber hat sich „jedes direkt ... gemeinten Wortes zu enthalten“. Und: „Als der unbekante Gott wird Gott erkannt ... als der, an den man nur ohne Hoffnung auf Hoffnung hin glauben kann.“

Und: „Nie wird Ehrfurcht und Demut vor Gott etwas anderes sein wollen als Hohlraum, Entbehren und Hoffen.“

Und mein Lieblingssatz von ihm:

„Was sich nicht aufheben lassen, sondern sich (als Ja oder Nein) selbst rechtfertigen will, das ist eben um deswillen gerichtet.“

Und einmal sagt er es, noch Kierkegaard näher, gegen direkte Mitteilbarkeit gerichtet: Theologie dürfe „nicht zum System entarten. Sie muss ... unter allen Umständen Erzählung sein und bleiben.“

So weit die religiöse Erfahrung meiner Hausgötter.

Jetzt zu mir. Mir hilft zunächst, was der Theologe Christoph Gellner gefunden hat in seinem Aufsatz *Religion im Werk von Martin Walser*.

Zuerst kommt *Halbzeit* dran, 1960 erschienen, die Hauptfigur heißt Anselm Kristlein.

Da steht: „Wenn es Gott gäbe“, so zieht Edmund Anselm in ein Reli-

gionsgespräch, „wie könnte es dann noch etwas Wichtigeres geben als Gott?“ Und doch probiert jeder, ein bisschen zu handeln. „Wir rechnen es uns hoch an, dass uns unsere Glaubenslosigkeit dann und wann ein bisschen juckt ... für die Irrsinns-Frequenz des Glaubens haben wir alle kein Gehör ... es hat seit Christus keinen Christen mehr gegeben. Ich habe mich abgestrampelt, ein Gläubiger zu werden, aber jetzt ist Schluss, Schluss, Schluss. Gott gibt es nicht ... und ich bin nicht der Mann, mir einen zu basteln.“

Anselm Kristleins Frau notiert in ihr Notizheft: „Mein Leben ist in der Gebetssprache nicht mehr unterzubringen. ... Ich habe Gott mit diesen Formeln geerbt, aber jetzt verliere ich ihn durch diese Formeln. ... Die leiseste, unhörbarste Stimme in mir ist meine Gebetsstimme. Traut sie sich nicht, lauter zu sein, oder hat sie nicht mehr Kraft?“

Dann aus dem Roman *Das Schwanenhaus*: „Das war eine Vorstellung aus seiner Kindheit. Dieser aus einem Wolkenloch brechende Glanz kommt von Gott. Hinter dem Glanz wohnt Gott. ... Die Macht der Vorstellung aus der Kindheit ist nicht durch Widerlegung zu brechen. Du hättest dich entwickeln müssen, denkt Gottlieb Zürn. Es ist nicht, dass du jetzt zurückfällst, du bist nicht weitergekommen. Du bist geblieben, was du warst. Primitiv. Ein Kind.“

Dann 1981 aus der Büchner-Preis-Rede: „Ich möchte annehmen, auch ein richtiges Atheisten-Kind muss, bevor es in das Gottlosigkeits-Stadium seiner Eltern eingehen will, durch ein Dickicht durch, in dem Gott mit jedem Ast den Weg verbaut ...“

Dann aus einem Gespräch: „Gott ist nicht tot. Er fehlt.“

Dann aus einem Aufsatz: „Mir fällt ein, was mir fehlt: das ist die Grundlage der Schriftstellerei. Das ist auch die Grundlage der Religion, das ist die Grundlage unserer Sprache: weil wir etwas nicht haben, haben wir Sprache. Wenn wir Gott hätten, hätten wir kein Wort dafür. Nur für den Mangel braucht man Wörter.“

Dann 1985: „Gott ist die Höhle in jedem, in der die Dunkelheit Platz hat, die zu uns gehört. Denkt Messmer.“ Und so weiter.

Womit ich sagen will, auch wir, die wir seit Jahrzehnten zuschauen, wie Gott in den Laboratorien der Theologie zerbröselt wird, wir, die den Glaubenskampf jeweils an die Modedisziplin, momentan also an die Linguistik, delegieren, auch wir können noch in den Schrecken dieses jungen Büchner fallen, wenn wir wieder einmal zahnwehscharf spüren, dass Gott fehlt.

Als dann in den letzten zwei Jahren von mir Bücher erschienen, in denen auch religiöse Erfahrungen anklingen, erntete ich dafür sowohl hellste Zustimmung wie finsterste Verurteilung. Zustimmung in Basel, Verurteilung in Zürich. Die Verurteilenden führten, wenn sie gnädig sein wollten, dieses religiös Angehauchte auf mein Alter zurück.

Die NZZ titelt: „Martin Walser zelebriert mit dem Roman ‚Muttersohn‘ seine religiöse Spätberufung“. Man sieht daran, je weniger einer weiß, umso griffiger kann er formulieren.

Die „NZZ am Sonntag“ schließt ihren Verriss so: „Hoffentlich findet Walser aus diesen Wirren bald wieder zurück.“

Es wäre der Presse gegenüber ungerecht, wenn ich nicht erwähnte, dass die „Basler Zeitung“ den Roman „grandios“ nannte und „ein tollkühnes Unternehmen“. Und eben in dieser Zeitung wurde auch der Satz zitiert, dass Verstandenwerden das heftigste Erlebnis sei. Nach Zürich hätte dieser Satz wirklich nicht gepasst.

Am Ende des Rechthabens

Ich habe mich aber noch weiter verstrickt in diese Wirren mit dem Büchlein über Rechtfertigung. Mir musste auffallen, dass Rechtfertigung tausend und mehr Jahre lang ein Gut war, so hoch wie schwer erreichbar, und im 20. Jahrhundert verkommt dieses höchste Unerreichbare zum Rechthaben. Und Rechthaben ist die Sportart, durch die Intellektuelle sich jetzt auszeichnen wie durch nichts sonst. In der sogenannten schönen Literatur kein Thema mehr. Letzte Ausnahmen waren Kafka und Robert Walser. Aber in der Theologie wird durch Karl Barth, und allein durch ihn, die Rechtfertigung noch einmal zum Thema. Und das so radikal wie seit Augustinus nicht mehr. Weder der Glaube noch die Werke verhelfen zur Rechtfertigung. Der „Glaube“, sagt er, „ist für alle der gleiche Sprung ins Leere. Er ist allen möglich, weil er allen gleich unmöglich ist.“

Zum Glück ist, was Karl Barth sagt, nicht neu. Es wäre lächerlich zu glauben, was er sagt, sei neu. Unsere Existenz betreffend gibt es keine Novitäten, wohl aber Befreiungen aus der Gefangenschaft unwürdiger Gewohnheit.

Hegel zum Beispiel (in *Glauben und Wissen*): „... das Nichtzuberech-

nende, Leere, ein unerkennbarer Gott, der jenseits der Grenzpfähle der Vernunft liegt, – eine Sphäre, welche nichts ist für die Anschauung, ... nichts für den Genuss, ... nichts für das Erkennen ...“

Also bei Karl Barth: „Als der unbekannte Gott wird Gott erkannt ...“
Und bei Hegel: „... ein unerkennbarer Gott ...“

Karl Barth musste den Satz in Nietzsches Nachlass nicht kennen: „Der gläubige Mensch ist der Gegensatz des religiösen Menschen.“ Gerettet ist der Mensch bei Karl Barth nur „als der Verlorene, gerechtfertigt als der nicht zu Rechtfertigende“.

Da ich sozusagen immer schon bekennen musste, dass mir einfällt, was mir fehlt, dass der Mangel meine Muse sei, dass ich nicht sagen könne, ob es Gott gebe oder nicht gebe, dass ich nur sagen könne: er fehlt, mir fehlt er; deshalb war Karl Barth für mich eine Erweckung. Ich hatte mein Leben auch im Klima des Rechthabermüssens verbracht. Jetzt kann ich zugeben, dass ich Karl Barth brauchte. Ohne ihn wäre mein Bedürfnis nach Rechtfertigung stumm geblieben und mutlos. Sein unanschaulicher Gott, seine hoffnungslose Hoffnung, das hat mir entsprochen, hat mich geweckt. Ich konnte immer nur sagen, dass mir etwas fehlt. Ich wusste: Wenn ich versuchen würde, auszudrücken, was, würde ich sicher lügen. Was mir fehlt, ist nicht zu sagen, ohne das Fehlende zu verfehlen. Ich muss den Mangel ungesagt ertragen. Anerkennen, dass es ein unsäglicher Mangel ist. Etwa in dieser Stimmung traf mich Karl Barth.

Gott wäre natürlich prima. Aber er könnte, wenn es ihn gäbe, nicht deutlicher sein, als er durch seine Abwesenheit ist. So ist er das Wort für alles, was mir fehlt. Ich bin nach oben offen. Da kommt mehr hinaus als herein. Wenn ich nicht durch etwas abgelenkt bin, produziert sich in mir der Text vom Alleinsein. Kein Ersatz zählt. Und es gibt grandiosen Ersatz. Ruhm, Geld und so weiter. Der Mangel bleibt. Ich bin natürlich scharf auf Ablenkung. Ablenkung macht müde, und müde merkst du weniger krass, dass du unmöglich bist, weil es keine Rechtfertigung gibt. Aber es gibt Zustände, in denen die Abwesenheit von Rechtfertigung weniger spürbar ist. Das Erlebnis, dass etwas schön ist. Etwas schön zu finden, ist mehr als ein Ersatz für das, was fehlt. Es ist eine mich übersteigende Fähigkeit, dass ich etwas schön finden kann. Nie bist du so wenig allein, wie wenn du etwas schön findest. Solange du etwas schön findest, bist du erlöst. Erlöst von dir. Und nachher, als Gewesenes, bleibt Sehnsucht. Das ist der Mangel in Reinkultur. Seh-